

14. Dez. 1951

NUMMER 48

379

Schweizerische Glossen

Von U. W. Züricher

Religiöse Toleranz. Im bernischen Kirchenstreit, der zuerst zwischen Erziehungsdirektor Feldmann und Professor Karl Barth ausgefochten wird, in den sich aber die ganze Presse und als besonders beachtete Stimmen Professor Schädelin und Arthur Frei, der Verleger Barths, mit Broschüren eingemischt haben, wird schließlich von den Dialektikern übereinstimmend betont, daß das Prinzip der religiösen Toleranz da seine Grenze habe, wo vom Wächteramt der Kirche gefordert werden müsse, dafür zu sorgen, daß in der biblischen und in der reformatorischen Grundhaltung nichts vermischt werde. Dazu ist zweierlei zu bemerken: erstens, daß eben gerade über die biblische Grundhaltung der «Richtungen»streit bald 2000 Jahre dauert und keineswegs abgeschlossen ist, und zweitens, daß man ein ziemlich dickes Fell haben muß, wenn man biblische Grundhaltung (ich denke in erster Linie an die Bergpredigt und an die Gleichnisse) in einem Atemzug nennt mit reformatorischer Grundhaltung, wenn man doch eindeutig weiß, wie sehr bei all ihrer sonstigen Bedeutung gerade die einflußreichsten Reformatoren mit Härte, Grausamkeit, Lieblosigkeit, Unbeherrschtheit belastet sind. Die Reformation war bei der großen Verderbnis der damaligen katholischen Kirche vielleicht eine Notwendigkeit, aber als dauernden Abschluß des religiösen Lebens werden wir sie hoffentlich nie empfinden. Es wäre ein positives Ergebnis des heftigen Streites, wenn, durch ihn angeregt, wieder mehr Menschen, nicht polemisch, sondern innerlich, über diese Frage nachdenken würden. Toleranz, ein Begriff, der den meisten Reformatoren fremd war, ist keineswegs wesentlich ein politischer Begriff, sondern durchaus ein religiöser, und ist, wenn man den Begriff nicht absichtlich verengert, so ziemlich identisch mit dem, was Jesus Liebe nennt. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.

Biblisch? Wenn uns ein Gottesgedanke Trost bedeutet, so ist es ziemlich nebensächlich, ob wir dabei in biblischem Sinne von Gott reden oder nicht, denn auch die Bibel redet in sehr verschiedenem Sinne von Gott. Wenn man so hartnäckig von den Lehren der Bibel als einer Einheit redet und von biblischer Gottesauffassung, biblischer Jesusauffassung usw. spricht, so ist das häufig, bewußt oder unbewußt, bequem oder raffiniert, nur ein Vorwand, um mit Umgehung der schlichten und verständlichen, aber ihres Ewigkeitswertes bewußten Liebeslehre Jesu mosaische Kriegstheologie oder paulinische Christusmythologie und Rechtfertigungslehre einzuschmuggeln*.

Christlich? Wenn gelehrt wird, alle unsere individuelle und soziale Hoffnung habe genau so viel Kraft, als sie mit dem Glauben an Jesus Christus identisch sei, so ist das theologische Entgleisung, denn der Wahrheit entspricht nur der Satz, daß all unserem Hoffen genau

* Redaktionelle Anmerkung: Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchten wir bemerken, daß nach unserer Ansicht der wesentliche Inhalt des Alten Testaments eine messianische Friedensbotschaft ist und die Botschaft des Paulus durch die Ausdrücke «Christusmythologie» und «Rechtfertigungslehre» nicht erschöpfend charakterisiert wird.

so viel Kraft gegeben ist, als eben Liebesfülle, Liebeswille, Liebeseinsicht in einem Menschen vorhanden ist, auch wenn er nichts von Jesus weiß oder nichts von ihm wissen konnte. Wir sollten nicht mit christlich überbetonten Sätzen den vorchristlichen Geisteskämpfern und den nicht christlichen Religiösen, also etwa Indern, Chinesen, Mohammedanern geistiges Unrecht antun. Das wäre auch nicht im Sinne Jesu, wäre also nicht christlich, so wenig es christlich ist, beständig im Gedanken an die oben Erwähnten von «unerlösten Heiden» zu sprechen. Viele von ihnen stehen Jesus näher als solche, die sich fanatisch und einzig auf ihn berufen.

Moral und Lehre Jesu. Immer wieder verkünden Theologen, daß die Bibel nicht von Moral rede, daß der heilige Geist kein Geist der Moral sei, daß der Glaube allein den Christen vom Nichtchristen unterscheide, daß die Bibel nicht die Frömmigkeit der menschlichen Seele zum Thema habe, nicht den Zustand des menschlichen Herzens, sondern, daß ihr Gegenstand allein das Handeln Gottes sei. Wer gibt den so Redenden eigentlich die Ueberzeugung, daß «Gottes Sache» nicht auch die Sache des menschlichen Herzens sei? Der notleidende, suchende, zweifelnde Mensch wird kaum entscheidend von einer Lehre gepackt werden können, die ihn, den Menschen, gleichgültig nimmt und ihm nur die Bedrückung eines «totalen Schuldgefühls» läßt. Jesus sagt zu seinen Jüngern, sie seien das «Salz der Erde» und das «Licht der Welt». Also glaubt er an sie als Lichtquelle, als Erneuerungsquelle. Wie könnte er das, wenn er sie mit «totalem Schuldgefühl» belastete. «Wahrlich, ich sage euch: es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.» Also glaubte Jesus an die Unschuld der Kinder und nicht an die «radikale Schuld», nicht an die Erbsünde. «Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens.» Also glaubte Jesus an gute Menschen und spricht nicht dogmatisch von der «radikalen Schuld». Auch wenn er Sünder zur Buße ruft, so denkt er an reale Sünden, wie Mord, Betrug, Lüge, Ehebruch usw. und nicht an ein abstraktes Schuldgefühl. Man darf also wohl mit Recht oft skeptisch sein, wenn Theologen vom «Kern des Christentums» reden, über dem sie eifersüchtig wachen müßten. Jesus ist von dem Wunder des Liebesdenkens so gepackt, daß er Liebe lehrt und lebt und die sittliche Tat und reine Gesinnung von seinen Anhängern fordert. In fast allen Reden Jesu lesen wir Forderungen der Liebe, der Sitte, also fraglos Moral, Ethos, allerdings sub specie aeternitatis. Unzulänglich begründete Moral ist heute als starre gesellschaftliche Verhaltenslehre mit Recht in Mißkredit geraten. Moral aber als irdisches Verhalten der ewigen Seele ist ganz selbstverständlich die logische Folge jedes Glaubens an eine ewige Bestimmung der Seele. Jesus lebte und lehrte zweifellos beständig in dieser Gedankenwelt, wie jedes unbefangene Lesen der Evangelien einleuchtend macht. «Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.»

Ueber den Kern des Christentums. Was uns nützt ist wohl, daß wir Vorstellungen unser eigen nennen, die uns in allem Grauen des Lebens und in schwerster Todesnot halten und trösten. Hat jemand solchen Glauben, ist es gleichgültig, ob er dann von geistlichen oder

weltlichen Mächten als Ungläubiger, als Irrlehrer, Ketzer, Orthodoxer oder Paradoxer betrachtet werde. Durchaus zweitrangig ist auch, ob sein Glaube nach ihrer Auffassung dem «Kern» des Christentums gerecht werde. Wenn zum Beispiel von Theologen als dieser Kern etwa aufgestellt wird, daß Jesu Stellung als «Sohn Gottes» prinzipiell, nicht graduell etwas anderes bedeute, als wenn andere sich als Kinder Gottes, also als Gottes Söhne und Töchter betrachten, oder wenn wieder Jesus als der absolut einzige Bringer des Gottesreiches verstanden werden soll, also als der einzige Messias, als der einzige Christus, als der einzige Gesalbte des Herrn. Müssen wirklich solche für viele schlichte suchende Menschen allzu subtile und schwer verständliche und gewiß auch fragwürdige Begriffe den Kern des Christentums bedeuten? War es das wohl für Jesus selbst? Wie haben wir dann seine Worte zu verstehen, daß andere «größere» Werke als er tun werden, daß ein anderer Tröster kommen werde, der heilige Geist der Wahrheit, den die blinde Welt nicht sehe, der euch aber alles lehren werde und durch den man sich auch seiner erinnern werde? Glücklicherweise lesen wir auch in der Bibel: «Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.» Die Liebe ist Kern des Christentums, die Liebe wie sie in der Bergpredigt geschildert wird und wie sie allen Gleichnissen Jesu zugrunde liegt, die Liebe als der Sinn des Lebens, diesseits und jenseits der Todesschranke.

Unser Land muß helfen!

Bis in die hintersten Alpentäler, wo man ständig den Launen der Natur ausgesetzt ist, steht das Schweizervolk unter dem lähmenden Eindruck der Uberschwemmungskatastrophe, die unser südliches Nachbarland heimgesucht hat. Es ist der dringende Wunsch aller, es möchte nichts, was in unseren Kräften steht, unterlassen werden, um den Opfern zu helfen und ihre Nöte zu lindern. Spontan sind bereits Bund und Kantone sowie das Schweizerische Rote Kreuz durch Gaben und Sammlungen eingesprungen. Aber was auch immer bisher geschehen ist, so kann dies nur den Wert einer symbolischen Hilfe, also eines bindenden Versprechens haben, mehr zu tun. Allgemein gibt man sich auch Rechenschaft, daß angesichts des ungeheuerlichen Ausmaßes der Katastrophe private Hilfsaktionen allein nicht ausreichen und daß auf den Einsatz öffentlicher Mittel unmöglich verzichtet werden kann. Wohl hat nun neben verschiedenen Kantonen auch der Bundesrat für diesen Zweck einen Betrag von 100 000 Franken bereit gestellt, und sicher wird diese Geste von den Empfängern gebührend gewürdigt werden. Gleichwohl kann man sich dabei eines Unbehagens nicht erwehren. Die Schweiz gilt überall als wohlhabend, und im Vergleich zu den meisten andern Ländern ist sie es auch. Man sollte darum mit Recht erwarten dürfen, daß aus Bundesmitteln mehr geschehe. Aber hier, wie schon bei mancher andern Gelegenheit, rächt es sich, daß wir für solche Fälle im Bundeshaushalt keine Mittel vorgesehen haben, sehr im Gegensatz etwa zu dem Haushaltsplan, der der leider ungelöst auf der Strecke gebliebenen definitiven Ordnung der Bundesfinanzen zugrunde gelegt worden war. Bekanntlich war darin ein Jahresbetrag von 50 Millionen Franken für nationale und internationale Hilfswerke vorgesehen, die nun einst-

weilen Vorsatz geblieben sind und dem Bunde jedenfalls nicht zur Verfügung stehen.

Nun ist aber die italienische Überschwemmungskatastrophe nur einer von vielen Fällen, in denen die Schweiz mit ihrer Hilfe nicht zurückstehen kann, wenn sie ihren Ruf als Wiege des Roten Kreuzes wahren will. Daran erinnert soeben eine Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die *Weiterführung der Internationalen Hilfswerke*, die noch vor dem Bekanntwerden der neuen Heimsuchung Italiens entstanden ist, und die in den Vorschlag ausmündet, dem Bundesrat für den angedeuteten Zweck einen Globalbetrag von 7 Millionen Franken zur Verfügung zu stellen und ihn zu ermächtigen, die humanitäre Tätigkeit der Schweiz weiterzuführen. Nur mit tiefster innerer Erschütterung nimmt man von dieser Botschaft Kenntnis, denn wiewohl sich diese sichtbar größter Nüchternheit befleißigt, offenbart sie eine ganze Welt des Schreckens und des Grauens. So wird über die *mittel-europäischen Flüchtlinge in Deutschland und Oesterreich*, deren bereits in viele Millionen gehende Zahl sich täglich noch um ungefähr tausend vermehrt, unter anderem gesagt: «Diese Armee von Flüchtlingen, die sich in unserer unmittelbaren Nachbarschaft aufhält, lebt in niederdrückender Armut und bedeutet eine Gefahr für ganz Europa. Im Fall einer internationalen Spannung könnten sich diese Massen in Bewegung setzen und aus Furcht, den Behörden, denen sie entflohen, wieder in die Hände zu fallen, über unsere Grenzen zu dringen versuchen... Die Flüchtlingsbilder zeigen ein Bild der Armut, das man sich nur schwer vorstellen kann. Es gibt Baracken mit einem einzigen Raum, worin seit Monaten durchschnittlich sieben Familien, das heißt 35 Personen, wohnen. An andern Orten sind es unterirdische Lager, wo Donauschwaben aus Jugoslawien schon jahrelang in ungenügend überdachten Unterständen dahinvegetieren. Man findet vernachlässigte Bunkerunterkünfte, wo es an Luft fehlt und in denen kein Licht brennt. Und schließlich gibt es die riesigen Zusammenballungen von Hütten, wo Tausende von arbeitslosen Flüchtlingen ihren Unterhalt mit ein paar Rappen im Tag zu bestreiten versuchen...» Wohlverstanden: dies alles sozusagen vor unseren Toren, ganz abgesehen von dem Elend der vielen andern, die keine Flüchtlinge sind, aber zusammengenommen keine geringere Gefahr bilden.

Als zweiten großen Elendsherd führt die Botschaft *Palästina* an, von dessen Flüchtlingen bemerkt wird, daß ihr Los «nicht minder tragisch» sei. «Nach den Schätzungen der Vereinten Nationen», so wird dazu ergänzend bemerkt, «betrug die Zahl der als Flüchtlinge bezeichneten Personen zur Zeit, als das Hilfsbüro an Ort und Stelle sich aufhielt, über 950 000 und erwies sich damit als weit größer denn erwartet. Die große Mehrzahl dieser Flüchtlinge irrt seit 1948 ohne Ziel und Hoffnung in Palästinas Nachbarländern umher; sie sind nach den uns zugekommenen Nachrichten in einem bemitleidenswerten Zustand, der sich noch verschlimmert, da nur sehr schwache Aussichten auf Besserung bestehen...»

All dies wird jedoch durch die *Lage in Korea* überschattet. Allein in Südkorea sind 5 Millionen Menschen aus ihrem Heim vertrieben worden. Außerdem haben sich Hunderttausende von fast verhungerten und vom Typhus angegriffenen nordkoreanischen Flüchtlingen unter den Schutz der Vereinten Nationen gestellt. Fast 100 000 Kinder haben die Eltern verloren oder sind von